

Die Rolle der Institution

Betroffenheit verbreitete sich im Saal, als es bei „Vocation“ – aus dem persönlichen Erleben von mehreren Frauen – um die Frage ging, „Wie gibt die Kirche meinem Christsein Leben?“ Zuvor schon hat Irene Gassmann erzählt, sie müsse als Frau und obwohl sie Priorin sei, größere Entscheidungen vom Abt des Klosters Einsiedeln genehmigen lassen (eine Besonderheit dieses männlich-weiblichen Doppelklosters). Es sei zwar schon gut, schwierige Fragen nicht allein entscheiden zu müssen und sich beraten lassen zu können. Aber umgekehrt, antwortete sie mit zartem Lächeln auf eine entsprechende Frage, würden Männer das nie tun.

Nun erzählt die Stuttgarter Pastoralreferentin Claudia Schmidt, Geistliche Beirätin des Katholischen Frauenbundes (KDFB), sie habe als Frau „viele Grenzen“ für ihr seelsorgliches Wirken erlebt: „Die Kirche bleibt ein Zweiklassensystem. Als einer Frau – anders als einem Mann – wird mir so viel Grundlegendes abgesprochen, dass das an meine Person rührt. Das zieht Kraft ab.“ Sie merke, dass sie zum geistlichen Amt berufen sei, sagt Schmidt, „aber ich werde daran gehindert.“ Kirchliche Strukturen legten sich auf die eigene Spiritualität: „Da darf ich nicht kirre werden.“

Über Verletzungen, die sich – so sein Thema – aus der „Spannung zwischen individueller Berufung und institutionellen Strukturen“ ergeben, sprach dann auch der Jesuit Klaus Mertes, der dabei aber mehr Verständnis für die Institution reklamierte, nicht gerade zur Freude des Publikums. „Ohne Charisma wächst die Institution nicht“, gesteht Mertes als Lehre aus der Berufung des Apostels Paulus ein, „aber ohne Institution verläuft sich Charisma ins Leere“.

Institutionen, sagt Mertes weiter, seien auch deshalb notwendig, weil sie „Verfahren für Konflikte bereit-“ und dem „Autoritarismus der Charismatiker“ etwas entgegenstellen: „Ich für mich allein hätte auch nicht gerne mit Paulus in einer Kommunität zusammengelebt.“ Institution diene der Einheit, sagt Mertes: „Einheit kann nicht hergestellt werden durch die Anhäufung unterschiedlicher individueller Geschichten oder Kulturen nebeneinander.“ Und: „Es gibt ein Individualitätskonzept von Einzelpersonen und Völkern, das der Liebe widerspricht. Für mich wäre das auch ein Kriterium, das ich an mich selbst und andere anlege, wenn behauptet wird, individuelle Berufung stünde im Gegensatz zum institutionellen Charakter der Kirche.“

Das war nicht unbedingt das, was diejenigen im Saal hören wollten, die sich von der Institution Kirche bisher in ihrer Berufung zum geistlichen Amt ausgebremst fühlen. Und Mertes' Satz, es sei eine „Mischung aus Drängen und Geduld“ nötig, war es auch nicht. „Ich bin Fan der Geduld“ – das blieb dann so stehen.

Berufen, Neuland zu betreten

Dafür zog Schwester Nathalie Becquart – laut dem Magazin „Forbes“ im Jahr 2024 eine der fünfzig einflussreichsten Frauen auf der Welt – umso weitere Zukunftshorizonte auf. Der blasse Titel „Untersekretärin“, den Sr. Nathalie im Vatikan trägt, sollte da nicht täuschen: Sie arbeitet in der Leitung der Institution, die früher „Bischofssynode“ und – seit Franziskus' Kurienreform – nur noch „Synode“ heißt, weil er sie auch für Nicht-Bischöfe, für Ungeweihte und in deren Kreis auch für Frauen mit Sitz und Stimme geöffnet hat.

„Synodal“ solle die Kirche auf allen Ebenen verfasst sein, Runde Tische sollen – so Sr. Nathalie – wie bei der bisher letzten Vollversammlung der Synode im Oktober 2024, einen „Dialog auf Augenhöhe“ garantieren, „weg von einer klerikalen hin zu einer synodalen Struktur“. An Entscheidungsfindungen sollten alle Gläubigen stärker beteiligt, der Führungsstil mehr auf Zusammenarbeit ausgerichtet werden, was die „Identifikation der Menschen mit der Kirche“ erhöhe. Amtsträger sollen laut dem von Franziskus lehramtlich bestätigten Abschlusspapier der Synode stärker zur Transparenz und – ein für Hierarchen unbequem-neuer Gedanke – zur „Rechenschaft“ über ihr Tun verpflichtet werden. „Institution“ – das war Sr. Nathalies neue Definition – sei ein „Netzwerk an Beziehungen“; Institution „ist keine Struktur, es sind Menschen“. Das führte sie aber, ein prekäres Thema nur streifend, auch zu der Aussage: „Wenn es Missbrauch gab in der Kirche, dann waren das Menschen, nicht die Institution.“ Verbreitetes Kopfschütteln im Saal.

Eine Kirche, verschiedene Geschwindigkeiten

In einem Videointerview der Akademie sagt Sr. Nathalie auch, die über drei Jahre (2021-2024) laufende „Synode über Synodalität“ habe den Gedanken der „heilsamen Dezentralisierung“ der Kirche umgesetzt, den Papst Franziskus schon ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt 2013 geäußert habe. Das bringe eine neue Idee von Kirche mit sich – und Entscheidungen, die auf regionaler oder kontinentaler Ebene, je nach Kultur und Bedarf, verschieden getroffen werden können. „Die Unterscheidung, was in deinem Kontext notwendig ist, kann dir keiner abnehmen.“ Das läuft auf eine Kirche der unterschiedlichen Geschwindigkeiten hinaus, und damit muss auch die Einheit der Kirche neu gedacht, oder, wie es Sr. Nathalie sagt, „die Einheit in Verschiedenheit als Harmonie gelebt werden, als ein Austausch der Gaben.“ Niemand in der Kirche sei „zu arm, um etwas zu geben, und niemand ist zu reich, dass er nichts empfangen müsste.“ Dass damit auch eine neue Diskussion über die Rolle des Papstes verbunden sei, bestätigt sie ebenfalls.

Gefragt, ob von der Dezentralisierung und Diversifizierung der katholischen Kirche auch das Diakonat der Frau erfasst sei und einige Regionen weihen dürften, weicht Sr. Nathalie etwa aus – oder vielleicht auch nicht. Für eine Weihe, sagt sie, sei die Zeit noch nicht reif. Dann fügt sie an, auch das männliche Diakonat sei nur in einigen wenigen, vorwiegend europäischen Ländern angekommen, beileibe nicht in der Gesamtkirche.

„Wir müssen den Talenten Raum geben“

Die Methode der dreijährigen „Synode über die Synodalität“ sei aus der Jugendsynode 2018 hervorgegangen, sagt Sr. Nathalie. Schon damals sei es um Berufungen gegangen, und heute – das war ihr Appell in Hohenheim – sollte keine katholische Gemeinschaft nur die Selbsterhaltung und den eigenen Nachwuchs im Auge haben, sondern das große Ganze: „Weg vom Wettbewerb, hin zur Zusammenarbeit.“ Und wenn man heute über Berufungen rede, dann denke man – „anders als vor dem Zweiten Vatikanum“ – nicht nur an Priestertum oder an Ordensleben. „Viele junge Menschen wollen sich als Laien in der Kirche engagieren“, sagt Sr. Nathalie, und erinnert daran, dass Synode und Papst einstimmig „neue, kreative Formen“ von Ämtern und Beauftragungen empfehlen.

So gesehen passte der vorwiegend von Geweihten und Ordensleuten besuchte Hohenheimer Fachkongress, der den Begriff „Vocation – Berufung“ vorwiegend geistlich auffasste (auf andere christlich oder humanitär-engagiert gestaltete Lebenswege blickte er eher am Rande), gut in die kirchliche Umbruchszeit. Der Vorschlag von Hoffnungsforscher Andreas Krafft, besser in die Zukunft zu gehen, als das „Was kommt da auf uns zu?“ angstvoll-verkrampft zu betrachten, galt in diesem Zusammenhang nicht nur einzelnen Menschen. Und wenn man „Berufung“ weiter denkt, am Beispiel des Zahnarztes entlang, der in Afrika eine Art Erfüllung findet, ohne dort ganz leben zu wollen: lässt sich kirchlicherseits vielleicht auch über „Teilzeitberufungen“ reden?

Akademie-Direktorin Verena Wodtke-Werner resümiert: in Hohenheim sei – von Gruppen, die sonst nur in der eigenen Blase zusammenkämen – viel aufeinander gehört worden; wissenschaftlicher Zugang und persönliche „Testimonials“ seien zur Sprache gekommen. Beides habe zusammenkommen müssen, weil Berufung ohne die ganz persönlich-existenzielle Dimension nicht denkbar sei. Und auf die Frage, wie es nun weitergehe, sagt Wodtke-Werner: „Es ist auf dem Kongress klar geworden, dass sich was ändern muss. Wir müssen kirchliche Strukturen ändern, verflüssigen, damit wir den Talenten Raum geben. Unsere Strukturen sind zu eng, um der Fülle, die wir im Christentum haben, Raum zu geben. Das muss in der Wissenschaft genauso geschehen wie in den Formen, in denen Kirche unterwegs ist.“